

Fränkische Romane der Gegenwart.

Von Walter Wehe.

II. Wilhelm Weigand:

Die Frankenthaler. 1889.

Die ewige Scholle. 1927.

Die Gärten Gottes. 1930.

Wilhelm Weigand, der Zweihundertfünfzigjährige, hat sich lange schon in München Heimatrecht erworben, aber die kräftigsten Wurzeln seines Wesens und seiner Kunst reichen zurück in sein Heimatland, das badische Franken, in jenen Gau, wo älteste deutsche Kultur zu Hause ist, in jenen gottgesegneten Garten der Sonne und des Weines. Diese Herkunft bestimmt ihm seine klassische Haltung. Weigand ist ein sehr fluger Dichter, der über viele Dinge Bescheid weiß, sie erarbeitet und überdacht hat, ohne daß sein Wissen je aufdringlich werden würde; es ist die selbstverständliche Gabe alter Kultur. Die strahlende Sonne seiner Heimat, die schon etwas von südlicher Kraft und Helle hat, gibt den Dingen jene Klarheit und Geformtheit, mit der auch der Dichter seine Werke schafft. Er begibt sich in die klassische Zucht, die menschlich Abstand nimmt von ihrem Objekt, um es dadurch künstlerisch besser erfassen zu können. An großen Vorbildern ist seine Sprache geschult.

Weigand und Weismantel verkörpern die beiden Möglichkeiten fränkischen Wesens: echte Lebensbejahung und weinfrohe Heiterkeit bei strenger Verpflichtung an die Form und grüblerische Versenktheit in die Geheimnisse des Daseins, die alles Wissen und Glauben ausströmt und der Gestaltung wenig achtet. Weigand ist leidenschaftsloser, aber voll pridender Würze wie Frankenwein, doch wieder herb dabei und nicht jedem gleich schmeckhaft. Weinland und Waldland, sonniger Stromgau und rauhe Gebirgsgegend, das ist die fränkische Landschaft; und jedes Gebiet hat sich einen Menschenschlag mit eigenem Gesicht und eigener Lebenshaltung geschaffen. Ihre dichterischen Vertreter sind Weigand und Weismantel; so verschieden sie sein mögen, echte Franken bleiben sie immer, die treu ihrer Heimat ihren Lebens- und Künstlerweg gehen.

„Die Frankenthaler“.

Die fränkische Kleinstadt Frankenthal stellt nicht jene festgeschlossene Gemeinschaft dar, wie Weismantels abgelegenes Rhöndorf; die einzelnen Standesgruppen stehen deutlich gesondert nebeneinander und wohl auch schon gegeneinander. Aber dieses Stadtwesen ist doch schon ein Ganzes, insofern alle Zuständigkeiten und Begebenheiten von der Gesamtheit der Stadt aus betrachtet und gemessen werden. Nur ist es nicht das ganz unpersönliche, unsägbare Kollektiv des Dorfes, sondern ein Zusammenleben verschiedener Volks- und Standestypen. Jenem unpersönlichen, aber trotzdem sehr einheitlichen Begriff des „alten Dorfes“ steht nun schon mit Namen genannt die Vielheit der „Frankenthaler“ gegenüber, von denen jeder einzelne Beachtung verlangt. So werden schon die beiden Romantitel auffallend.

Die sozialen Verhältnisse der Gründerjahre werden hier bereits im Entstehen fragwürdig. Der Adel, der noch in den Überlieferungen der Feudalzeit lebt, widersetzt sich der aufkommenden Geldaristokratie; das Bürgertum, besangen in den kapitalistischen und liberalistischen Ideen, verliert vollkommen das Verständnis für die Lebensnotwendigkeiten des Volkes; das Kleinbauerntum aber drängt in die Stadt und wird gewaltsam zum Industrieproletariat. Noch vollzieht sich die Entwicklung ohne allzu-große Schärfe und Härten, aber die besten Elemente haben sich doch so viel vom alten Bauernblut bewahrt, daß ihnen der Geist der Gründerzeit fragwürdig zu werden beginnt. Georg Büttner, der Sohn des Großbankiers, muß wieder zurückkehren zur Scholle, und da ihm kein großes Rittergut bereitsteht, erwirbt er den Bauernhof seiner Ahnen zurück. Der Arzt Dr. Merkel, ein Bauernsohn, wird in die politische Laufbahn hineingetragen, um von hier aus gegen die Flucht aus dem festen Bodenbesitz eingreifen zu können.

Der Franke Wilhelm Weigand ist seiner Heimat tief verpflichtet, und als Erbe alter, bester fränkischer Kultur ist ihm die Bindung an die große Vergangenheit wesentlich. Bevor er in dem Roman selbst zu den Fragen seiner Gegenwart von 1889 Stellung nimmt, geht er in einem Vorkapitel in Sage und Geschichte bis zum Jahre 689 zurück, um so den starken Unterbau zu errichten, auf dem auch das Leben unserer Tage festgegründet sein muß, wenn es wertvoll und dauernd sein soll.

„Die ewige Scholle“.

Fast 40 Jahre später nimmt Weigand Stoff und Gedanken der „Frankenthaler“ wieder auf in dem Roman „Die ewige Scholle“. In den Tagen, da die Männer aus dem großen Kriege zurückkehren, und viele nicht wissen, wo der Anfang des neuen Lebens zu machen ist, drängt das Problem des Bauerntums zu rascher, endgültiger Lösung. Aus den Verhältnissen hat man gelernt, daß in der Stadt nicht mehr das Heil allein zu finden ist, jetzt gilt es vielmehr, den Kriegern wieder eine Heimat zu geben.

Erwin Büttner, der Sohn jenes Georg Büttner, der einst aus dem kapitalistischen Bürgertum auf den Hof seiner Ahnen zurückgefunden hatte, war Architekt und im Kriege Offizier geworden; kriegsblind nahm ihn die Heimat wieder auf. Nun setzt er alles daran, den Siedlungsgedanken im deutschen Volke zur Geltung zu bringen. Eine Mustersiedlung, die er gründen will, soll beispielgebend wirken. Aber überall stößt er auf Widerstand. Der adelige Großgrundbesitz, dem die Revolution arg mitgespielt hat, zeigt begreiflicherweise wenig Entgegenkommen. Den marxistischen Volksverhetzern, die augenblicklich an der Macht sind, wird bei einem standesbewußten Bauerntum niemals Erfolg werden, ihren Gedanken ist nur das bindungslose Proletariat zugänglich. Nach großen Enttäuschungen und Opfern gelingt aber dem Blinden doch endlich sein Werk. Die neue Zeit geht hinweg über die teilnahmslose, behäbige Spießbürgertlichkeit der Frankenthaler; die Männer des Krieges rechnen nur mit Tatsachen, für sie geht nun der Kampf auf einer anderen Ebene weiter. Eines aber hat die Jahre des Krieges und des Umsturzes überdauert: die fränkische Heimat; sie ist Schicksal geblieben den Menschen, die ihr zugehören. Nicht nur der Bauernsohn Büttner erkennt in der heimatlichen Scholle das Kraftfeld des Lebens, auch der Architekt Büttner ist verhaftet dem „uralten

heiligen Kulturboden Frankens", dessen Bauernhaus in der glücklichen Lösung seiner einfachen Verhältnisse weithin vorbildlich wurde, wie die Prunkarchitektur seiner Schlösser und Kirchen unübertroffen geblieben ist. Aus dem Urbesitz der Heimat wachsen die Kräfte, die jedem Stand die Ausbildung seiner Fähigkeiten und den Erwerb seiner Lebensmöglichkeiten verbürgen; das ist der große Gedanke des Buches. In der reinen Romanhandlung stoßen wir allerdings gelegentlich auf Untiefen, die den guten Gesamteindruck aber kaum zu stören vermögen.

„Die Gärten Gottes“.

Dieser letzte Teil der Trilogie behält den zeitlichen und örtlichen Zusammenhang mit dem zweiten Roman bei. Fränkische Adelschlösser sind der Schauplatz, auf dem sich die Menschen treffen, welchen die Not der Zeit noch keinen Zugang zu gefestigter Lebenshaltung freigegeben hat. Verbrecherische oder doch verdächtige Personen suchen hier die Verborgenheit; andere aber sind in die Einsamkeit geflohen, weil sie der Ekel vor dem lauten Getriebe draußen überkommen hatte, und wieder andere suchen hier dürftigen Erwerb, weil sonstwo kein Platz für sie ist. Alte Adelsgeschlechter mühen sich um den Anfang an die neue Zeit, und das Proletariat der Erwerbslosen ist auch den Dörfern schon zum Schrecken geworden. Ein buntes Bild unseres verlorenen Lebens auf dem Hintergrund der reichen fränkischen Landschaft, die auch dem Unschönen noch einen versöhnlichen Zug verleiht. Die Fragen sind nicht mehr so stark auf die eine Raumnot gesammelt, sind nicht mehr so sehr dem Politischen angenähert, aber sie gehören doch ganz unserer Zeit an und erhalten von ihr aus ihre Wirklichkeit. Wirtschafts- und agrarpolitische Fragen spielen herein, die heute in der Zeit ihrer Verwirrung unsere doppelte Teilnahme haben. 1930, als dieser Roman erschien, da hatte man noch allen Anlaß, über den Niedergang der Dorfkultur und die ungesunde Verstädterung der Bauern zu klagen, da wurden noch die belächelt, die dem deutschen Wald, als einem unersetzlichen Volksgut, gesetzlichen Schutz angedeihen lassen wollten. Alle diese Dinge sind hier wesentlich und wertvoll, als Ausdruck einer vergangenen düsteren Zeitstimmung und als Vorahnung der kommenden Umkehr. Die straffe Romankomposition um einen bedeutenden Menschen, der sich mit starker Kraft sein Schicksal gestaltet, ist aufgegeben; der Erfolg, den der erwerbslose Akademiker Hans Reiter schließlich für sich hat, bleibt doch irgendwie unbefriedigend, aber vielleicht ist gerade das symbolhaft für jene Zeit, wie sie der Dichter sah.

Zeitlich reicht Weigands Trilogie von den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts bis in unsere Tage; alle die ungeheueren Umtwicklungen, die das deutsche Volk in diesem Zeitraum mitmachten mußte, erleben wir in den Auswirkungen, die sie gerade auf fränkischem Boden haben. Diese Ereignisse haben hier zumeist nichts von der schroffen Härte und erbitterten Grausamkeit, die andernorts häufig zu Tage kam, aber sie wirken eindringlicher in ihrem Eingreifen in das Leben des einzelnen, in ihrem lebendigen Gegensatz zu der geheiligten Überlieferung eines bäuerlichen Volkes. Die Fragwürdigkeit dieser ganzen Entwicklung gründet eindeutig auf der wachsenden Minderbewertung der bäuerlichen Arbeit. In den „Frankenthalern“ bleibt noch schreckliche Ahnung, was der Dichter 40 Jahre später als unwiderlegliche Wirklichkeit sieht, und so ist es erklärlich, daß er dort wieder angeknüpft, wo er einst gewarnt hat. Jetzt ist ihm die Aufgabe geworden,

einen Weg zur Rückkehr zu zeigen. Seit 1933 wird dieser Weg mit Bewußtheit gegangen. Das Dritte Reich, das in den beiden letzten Romanen verheissen wird, ist nun angebrochen und aus der Bindung an Blut und Boden zieht es alle Kraft, die es zu seinem Aufbau braucht. (Schluß folgt.)

Die Bundestagung im Spiegel der Presse.

Unsere Bundestagung fand trotz der zahlreichen anderen Veranstaltungen in den hauptsächlich für uns in Betracht kommenden Städten und trotz der pfingstlichen Abwanderung von Würzburg aufs Land mit Ausnahme des Festabends eine erfreulich starke Beteiligung; auch von Bamberg, Aschaffenburg, Schweinfurt, Seßlach, Karlstadt, Meiningen waren Bundesfreunde zum Teil in großer Zahl herbeigeeilt. Besonders erfreulich war die Anerkennung, die die von dem Bund geleistete positive Arbeit in weiten Kreisen fand. Dieser Eindruck spiegelt sich in der ganzen Presse wider. Über die „Fränkische Vortragsreihe“, den Auftakt der Veranstaltungen, schreibt z. B. der „Würzburger General-Anzeiger“:

„Der Leiter der Gruppe Würzburg des Bundes, Oberlehrer Wilhelm Pfeiffer, eröffnete die Tagung mit einem herzlichen Grußwort an Mitglieder und Gäste. Wie der Frankenbund — so führte er aus — bei seiner Gründung 1920 alle die sammeln wollte, in denen noch ein Funke glüht vom Stolz auf die Tugenden und Leistungen des fränkischen Stammes, so will er auch heute mit seinen Bestrebungen beste Volkstumsarbeit leisten getreu dem Worte des Führers: „Wir wollen wahren die ewigen Fundamente unseres Lebens: unser Volkstum und die in ihm gegebenen Kräfte und Werte“.

Für den leider erkrankten ersten Redner in der Vortragsreihe, Professor Dr. Dünninger, sprang der Frankenbundesführer, Oberstudienrat Dr. Peter Schneider, ein mit einer volks- und stammeskundlichen Be- trachtung

„Leonhard-Siegfried“.

Wir haben in Franken so manche Kirchen, die dem hl. Leonhard geweiht sind, so in Bullenheim, Adelsberg u. a. D. Dieser Heilige ist selbst ein edler Franke gewesen, Karl VII. von Frankreich bezeichnete ihn als seinen Ahnherrn. Als Biehpatron und vermenschlichter Gott der Pferde (an Stelle des altgermanischen Gottes Fro) spielte er eine bedeutende Rolle. — Räumlich, stammlich, vielleicht auch familienhaft steht ihm nahe der Held der deutschen Sage Siegfried. Er ist sicher als Franke anzusprechen, der zur Sagengestalt geworden ist ähnlich wie die Söhne Chlodwigs. In dem Dorfe Seifriedsburg ist die Siegfriedssage verortlicht. Ein Hirtenknabe, Säufritz, habe dort oder im benachbarten Höllrich den Drachen erlegt. Eine Waldabteilung trägt heute noch den Namen „Lindwurm“, ein Schlangensee wird in früherer Zeit genannt. Die Siegfriedsburg selbst, von der noch ein viereckiger Wall vorhanden, von einigen Forschern als römisches Lager angesprochen, war eher ein fränkisches Castellum zum Schutz der alten Birkenhainer Straße.

Als zweiter Redner machte Studienprofessor Dr. Alfons Pfrenzinger neue und sehr wertvolle Ausführungen zu dem Thema